

(Nachdruck verboten.)

Die Verurteilte.

Von Blasco Ibanes.

Autorisierte Uebersetzung von A. Cronau.

Vierzehn Monate befand sich Rafael in der engen Zelle. Er hatte jene vier Wände von einem traurigen Knochenweiß, deren Risse und Abbröckelungen er auswendig kannte, zur Welt; seine Sonne war das hohe, mit Eisenstäben kreuzartig bergitterte Fensterchen, wodurch er nur ein kleines Stück vom blauen Himmel sehen konnte, und von dem acht Schritt langen Boden gehörte ihm nur die Hälfte, woran jene schändliche, rasselnde Kette schuld war, deren Ring ihm den Fußknöchel dermaßen einschneidete, daß er fast eins mit seinem Fleisch geworden war.

Er war zum Tode verurteilt, und während man in Madrid zum letzten Male die Akten seines Prozesses durchblätterte, blieb er hier einen Monat nach dem anderen lebendig begraben, verfaulte er in diesem Mörkelsarg als beseelter Leichnam, wünschte er als ein Uebel, das nur einen Augenblick dauerte und größeren ein Ende machte, die Stunde herbei, in der man ihm den Hals zusammenschürte, so daß alles auf einmal zu Ende war.

Am meisten quälte ihn die Keinsichtlichkeit, dieser Boden, der alle Tage gefegt und gut gescheuert wurde, damit die Feuchtigkeit, die durch den Bettflack hindurchdrang, ihm in die Knochen zog, diese Wände, worauf man kein Stäubchen ließ. Selbst die Gesellschafft des Schmutzes nahm man dem Gefangenen. Vollkommene Einsamkeit . . . Hätte es hier Ratten gegeben, so hätte er den Trost gehabt, mit ihnen die kargliche Mahlzeit zu teilen und wie mit guten Kameraden zu ihnen zu sprechen; hätte er in den Ecken eine Spinne gefunden, so hätte er Unterhaltung darin gefunden, sie zu zähmen.

In diesem Grab war kein anderes Leben als das seine. Eines Tages — o, wie gut erinnerte Rafael sich dessen! — zeigte sich ein kleiner munterer Spatz am Gitterfenster.

Der Zigeuner des Nichts und des Raumes piepste, als ob er seiner Verwunderung darüber Ausdruck geben wollte, da unten dieses arme, bleiche, magere Geschöpf zu sehen, das im Hochsommer vor Kälte zitterte, obschon es einige Lächer um die Schläfen gebunden hatte, und einen zerlumpten Mantel um die Lenden trug. Dieses knochige, bleiche Gesicht, das die Weiße von Papiermaché hatte, mußte ihn erschrecken, der selbstsame rote Fellanzug flößte ihm Furcht ein, und er flog von dannen, indem er sein Gefieder schüttelte, als ob er sich von dem Dunst des Grabes und verfaulter Wolle, den das Grab ausströmte, befreien wollte!

Das einzige Geräusch des Lebens war das der Gefängnisgefährten, die über den Hof gingen. Diese sahen wenigstens den freien Himmel über ihren Häuptern, atmeten die Luft nicht durch eine Schießscharte ein; sie hatten die Beine frei und hatten jemand, mit dem sie sprechen konnten. Sogar hier drinnen hatte das Unglück seine Abstufungen.

Rafael ging eine Ahnung auf von der ewigen menschlichen Unzufriedenheit. Er beneidete die Leute, die auf dem Hof waren, betrachtete deren Lage als eine der begehrenswertesten, die Gefangenen beneideten wiederum jene, die draußen waren, und die Leute, die um diese Zeit durch die Straßen gingen, waren vielleicht auch nicht mit ihrem Schicksal zufrieden und sehnten sich nach wer weiß wie vielen Dingen! Dabei ist die Freiheit doch so schön! Sie verdient im Gefängnis zu sein!

Er befand sich auf der untersten Stufe des Unglücks. Er hatte die Absicht zu fliehen: in einem Verzweiflungsanfall wollte er den Boden durchbohren, aber die Bewachung erdrückte und belästigte ihn in einem fort. Er wollte sich dadurch unterhalten, daß er in einem monotonen Singsang die Gebete herfasste, die seine Mutter ihm gelehrt hatte und wovon er nur noch Bruchstücke kannte — aber man hieß ihn schweigen.

Wollte er sich vielleicht verrückt anstellen? Nur recht ruhig! Sie wollten ihn ganz haben, gesund an Körper und Geist, damit der Henker nicht an beschädigtem Fleisch sein Werk tötet! Verrückt! Nein, das wollte er nicht sein, aber

die Einzelhaft, die Bewegungslosigkeit und das knappe, schlechte Futter brachten ihn um. Er bekam Halluzinationen; manche Nächte, wenn er die Augen schloß, da ihn das vor-schriftsmäßige Licht belästigte, denn während 14 Monate hatte er sich nicht daran gewöhnen können, quälte ihn die sonderbare Idee, daß ihm seine Feinde, die ihn töten wollten und die er nicht kannte, den Magen umgedreht hätten. Er wurde dadurch von schmerzhaften Stichen gequält.

Tagsüber dachte er immer an das Vergangene, aber sein Gedächtnis war dabei so verwirrt, daß er die Geschichte eines anderen durchzugehen glaubte.

Er dachte an seine Rückkehr in seinem kleinen Heimatort, nachdem er wegen geringes Vergehen zum erstenmal im Gefängnis gewesen war, an seinem Ruhm im ganzen Bezirk, an die Versammlung im Wirtshaus des Ortes, die ihn enthusiastisch bewunderte. Das war ein Kerl, dieser Rafael! Das beste Mädchen des Ortes entschloß sich, seine Frau zu werden, mehr aus Furcht und Achtung, als aus Zuneigung; der Gemeinderat schmeichelte ihm, gab ihm die Flinte des Landgendarmen, spornte seine Brutalität an, damit er sie bei den Wahlen gebrauchte; er herrschte im ganzen Distrikt ohne ein Hindernis zu finden, er hatte die anderen, die von der gestürzten Partei, so ins Bockshorn gejagt, daß sie schließlich, als sie dessen müde waren, sich unter dem Schutze eines Kaufbolbes stellten, der soeben aus dem Zuchthaus gekommen war und den sie nun Rafael gegenüberstellten.

Jesus Christus! Die professionelle Ehre war in Gefahr; er mußte dieses Individuum, das ihm das Brot wegnahm, bei den Ohren kriegen! Als unvermeidliche Folge kam nun das auf die Mauer liegen, der sichere Flintenschuß und der letzte Schlag mit dem Kolben, damit er nicht mehr schreien oder strampeln konnte.

Mit einem Worte . . . Manneangelegenheiten! Als Schluß kam das Gefängnis, wo er alte Kameraden traf, der Prozeß, wobei alle, die ihn früher fürchteten, sich für die ausgestandene Angst rächten, indem sie gegen ihn aussagten, der fürchtbare Urteilspruch und diese verfluchten 14 Monate Wartezeit, bis von Madrid der Tod kommen würde, der, nachdem wie er sich erwarten ließ, sicherlich im Leiterwagen kommen würde.

Es fehlte ihm nicht an Mut. Er dachte an Juan Portela, an den tapferen Francisco Esteban, an alle jene unverzagten Soldaten, deren Taten in Romanen erzählt wurden, die er immer mit Begeisterung angehört hatte, und er wußte, daß er ebensobiel Mut wie sie hatte, um der Todesstunde ins Gesicht zu sehen.

In einigen Nächten sprang er allerdings doch von seinem Bettflack auf, wie von einer geheimen Feder in die Höhe geschneilt, wobei seine Kette traurig klirrte. Er heulte wie ein Kind und empfand zugleich Reue, wobei er sich vergeblich anstrengte, seine Seufzer zu ersticken. Der in seinem Innern aufschrie, war ein anderer als er, einer, den er bisher nicht gekannt hatte, der Angst hatte und greinte, der sich nicht eher beruhigte, bis er ein halbes Duzend Tassen jenes heißen Gesöffs aus Johannisbrot und Feigen getrunken hatte, das man im Kerker Kaffee nannte. Von dem Rafael, der den Tod herbeiwünschte, damit schnell ein Ende gemacht würde, verblieb nur die Hülle. Der neue, der in diesem Grab standen war, dachte mit Schrecken daran, daß schon 14 Monate verfloßen waren und daß das unvermeidliche Ende nahe war.

Er würde sich gern darin ergeben haben, noch weitere 14 Monate in diesem Elend zu verbleiben.

Er wurde mißtrauisch, er ahnte, daß das Unglück sich ihm näherte; er sah es überall, an den neugierigen Gesichtern, die sich am Fensterchen der Tür zeigten, am Gefängnisgeistlichen, der jetzt alle Abend zu ihm kam, als ob diese stinkige Zelle der beste Ort wäre, um mit einem Menschen zu sprechen oder eine kleine Zigarette zu rauchen. Schlimm, sehr schlimm!

Die Fragen waren beunruhigend genug. Ob er Christ wäre? Ja, Vater. Er ehrte die Priester und hatte sich nie ihnen gegenüber auch nur das Geringste zuschulden kommen lassen. Auch gegen seine Familie war nichts zu sagen, waren doch all die Seinen in die Berge gezogen, um den rechtmäßigen König zu verteidigen, da der Pfarrer des Ortes es so befohl. Um sein Christentum zu bestätigen, zog er aus

den Lumpen, die die Brust bedeckten, ein schmutziges Paß Beugamulette und Medaillen heraus.

Nun sprach der Pfarrer ihm von Christus, der, wenn er auch der Sohn Gottes war, sich in gleicher Lage befunden hätte wie er, und dieser Vergleich begeisterte den armen Teufel. Welche Ehre! Wenn er sich aber auch durch diese Wehlichkeit geschmeichelt fühlte, wünschte er doch, daß sie sich so spät wie möglich verwirklichte.

Der Tag kam, an dem ihn die schreckliche Nachricht wie ein Donnerschlag traf. Die Sache in Madrid war zu Ende. Der Tod kam, aber äußerst rasch, per Telegraph. Als ihm ein Beamter sagte, daß seine Frau mit dem kleinen Mädchen, das geboren war, während er im Gefängnis war, um den Kerker herumliefe und ihn sehen wollte, zweifelte er nicht mehr. Wenn die den Heimatsort verließ, dann war die Sache so weit.

Man lenkte seine Gedanken auf die Vergnadigung, und nun klammerte er sich mit Macht an diese letzte Hoffnung aller Unglücklichen.

Hätten andere sie nicht schon erlangt? Weshalb sollte er es nicht können? Es kostete der guten Dame in Madrid doch nichts, ihm das Leben zu lassen, sie brauchte ja nur eine Unterschrift zu geben.

Nun fragte er alle offiziellen Totengräber, die ihn aus Neugier oder von Amts wegen besuchten, alle Advokaten, Priester und Journalisten zitternd und flehend:

„Was meinen Sie, wird sie die Unterschrift geben?“

Am nächsten Tag wollte man ihn in Fesseln und unter Bewachung nach seinem Heimatsort bringen, wie ein wildgewordenes Vieh, das man zur Schlachtbank führt. Der Fenster mit seinen Utensilien war schon da. Seine Frau, ein dunkelbraunes, dralles Weibchen mit dicken Lippen und zusammengewachsenen Augenbrauen, die, wenn sie ihren Kopf mit den darunter aufeinanderliegenden Unterröden bewegte, einen durchdringenden Stallgeruch um sich verbreitete, wartete schon stundenlang an der Tür des Gefängnisses auf den Augenblick, wo er herauskäme, um ihn zu sehen.

Sie war fast erschrocken darüber, daß sie hier war; in ihrem stumpfsinnigen Blick lag mehr Bestürzung als Betrübniß, und nur, wenn ihr Blick auf das kleine Mädchen fiel, das sich an ihrer umfangreichen Brust festklammerte, vergoß sie ein paar Tränen.

„O Gott, welche Schande für die Familie.“

Sie hatte es lange gewünscht, daß der Mann so enden würde! Wäre doch nur das Kind nicht geboren!

Der Gefängnispfarrer versuchte, sie zu trösten; wenn sie Witwe sein würde, könnte sie immer noch einen Mann finden, der sie glücklicher machen würde. Das schien sie zu begeistern, ja, sie vermochte es sogar, von ihrem ersten Bräutigam zu sprechen, einem guten Burschen, der sich aus Furcht vor Rafael zurückgezogen hatte und der sich ihr jetzt wieder näherte, als ob er ihr etwas zu sagen hätte.

„Nein, an Männern mangelt es nicht,“ sagte sie ruhig und versuchte dabei zu lächeln, „aber ich bin Christin durch und durch, und wenn ich einen anderen Mann nehme, soll er nach dem Herzen Gottes sein.“

Als sie den bestürzten Blick des Pfarrers und der Torwächter sah, kam sie wieder zur Wirklichkeit zurück und fing ihr mühsames Weinen von neuem an.

Als die Nacht hereinbrach, kam die Nachricht an. Ja, die Unterschrift war da. Jene Frau, die Rafael sich da unten in Madrid mit allem Glanz und Schmutz vorstellte, den der himmlische Vater auf den Altären hat, war durch Telegramm und Bitten besiegt und verlängerte das Leben des Verurteilten.

Die Vergnadigung erregte im Gefängnis einen Höllelärm, als ob jeder der Gefangenen selbst die Freiheit bekommen hätte.

„Freue Dich, liebe Frau,“ sagte der Pfarrer am Gefängnistor zur Frau des Vergnadigten, „man wird Deinen Mann nicht töten, Du wirst nicht Witwe werden.“

Die Frau verharrte in Stillschweigen, als ob sie mit Gebanken kämpfte, die sich in ihrem Gehirn langsam und schwerfällig entwickelten.

„Schön!“ sagte sie ruhig. „Und wann wird er herauskommen?“

„Herauskommen? Bist Du toll? Nie. . . Er kann zufrieden sein, daß er mit dem Leben davongekommen ist. Er wird nach Afrika kommen, und da er jung und kräftig ist, wird er vielleicht noch zwanzig Jahre leben.“

Zum erstenmal weinte die Frau nun aus tiefster Seele, aber ihr Weinen zeugte nicht von Traurigkeit, sondern von Beweisung und Wut.

„Aber Frau,“ sagte der Pfarrer aufgebracht, „das heißt Gott versuchen! Man hat ihm das Leben gelassen, verstehst Du? Er ist nicht mehr zum Tode verurteilt — und Du beklagst Dich noch?“

Das Weib hörte auf zu weinen. Ihre Augen sprühten vor Haß.

„Schön, man tötet ihn also nicht. Ich freue mich darüber. Er ist gerettet, aber ich, wie ist es damit?“

Und nach einer langen Pause flügte sie unter Seufzern, die ihren gebräunten, heißen Körper, der einen tierischen Geruch ausströmte, erschütterten, hinzu:

„Hier bin ich die Verurteilte.“

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

„Die Sache ist die, lieber Müller“ — reflektierte Sergej, während er seine Brust straff herausstreckte, daß unter der feinen, gespannten Haut die Rippen deutlich hervortraten — „die Sache, sag' ich, ist die, daß es noch eine neunzehnte Uebung gibt — nämlich das Aufhängen am Halse in unbeweglicher Haltung. Und das nennt man Hinrichtung. Verstanden, Müller? Man nimmt einen lebendigen Menschen, sagen wir Sergej Golowin, wickelt ihn wie eine Puppe ein und hängt ihn am Halse auf, bis er hin ist. Das ist dumm, Freund Müller — aber es läßt sich nichts dagegen tun, es kommt eben vor.“

Er neigte den Kopf auf die rechte Seite und wiederholte:

„Ja, es kommt vor, lieber Müller!“

8. Schredliche Einsamkeit.

Beim Anlange derselben Kloden, von Sergej nur durch ein paar leere Zellen getrennt, doch dabei so qualvoll vereinsamt, als wäre er ganz allein da in der großen, weiten Welt, beendete der unglückliche Wassili Kaschirin in Gram und Entsetzen sein Leben.

In Schweiß gebadet, mit dem fest am Körper lebenden nassen Hemd und dem struppigen, früher so hübsch zierlich gelockten Haar, rannte er unstill und voll Verzweiflung in seiner Zelle auf und ab, wie ein Mensch, der entsetzliche Zahnschmerzen hat. Er setzte sich, lief wieder auf und ab, preßte die Stirn gegen die Mauer, blieb stehen und schaute suchend ringsum, als wenn er ein Heilmittel suchte. Er hatte sich so verändert, daß er gleichsam ein neues Gesicht bekommen hatte — das frühere, jugendliche, war irgendwohin entschwinden, und an seiner Stelle war ein neues, grauenvolles Gesicht aus dem Dunkel hervorgetaucht.

Ueber ihn war die Furcht mit einem Male gekommen, ganz und ungeteilt hatte sie ihn unterjocht. Noch am Morgen, da er offen in den Tod ging, hatte er mit dem Tode vertraulich gescherzt, und schon am Abend, als er in seiner Einzelkammer eingesperrt saß, war die wirbelnde Woge dieser wahnstinnigen Furcht über ihm zusammengeschlagen. Solange er selbst, aus eigenem Entschlusse, der Gefahr und dem Tode entgegenschritt, solange er seinen Tod, wenn auch in noch so entsetzlicher Gestalt, in der eigenen Hand hatte, war ihm leicht, ja sogar fröhlich zumute: im Vollgefühl unumschränkter Freiheit und wagemutiger Bekundung seines mannhaften, furchtlosen Willens hielt diese kleinliche, runzelige, winzige Altweiberfurcht sich unbemerkt im Hintergrunde. Die Höllemaschine, die er vorgebunden hatte, wandelte gleichsam ihn selbst zur Höllemaschine um, gab ihm die grausame Logik des Dynamits, goß ihm Kraft in die Ader, tödliche, flammende Kraft. Als er so dahinschritt auf der Straße, zwischen all den hastenden, geschäftigen, in Alltagsorgen erstidenden Menschen, kam er sich vor wie ein Sendbote aus einer anderen, unbekanntem Welt, in der man nicht wußte von Tod und Furcht.

Und plötzlich, mit einem Mal, war diese verblüffende, betäubende Wandlung eingetreten. Er ging nicht mehr selbst, wohin er wollte, sondern man brachte ihn dahin, wohin man wollte. Er durfte nicht mehr wählen, wo er leben wollte, sondern man setzte ihn in einen sternernen Käfig und schloß ihn ein wie eine Sacke. Er durfte nicht mehr, wie jeder andere Mensch, frei wählen: Leben oder Tod — sondern man würde ihn unbedingt, auf jeden Fall, töten. Vor einem Augenblick noch die Verkörperung des freien Willens, des Lebens, der Kraft, war er nun das schlägliche Wild der jämmerlichsten Ohnmacht, dem Tier gleich, das die Schlachtbank erwartet, der stummen, toten Sacke, die man dahin und dorthin stellen, die man verbrennen, zerbrechen kann. Was er auch sagen mochte: man würde seine Worte nicht hören, und wenn er schrie, würde man ihm den Mund mit einem Lappen verstopfen; und wenn er auch selbst seine Beine zu bewegen vermöchte — man würde ihn wegbringen und aufhängen; und ob er gleich Widerstand leisten, sich sträuben, sich auf die Erde werfen würde — man würde ihn überwältigen, ihn hochheben, binden und so, gebunden, nach dem Galgen tragen. Und der Umstand, daß es Menschen waren, die diese mechanische Arbeit an ihm verrichteten, ebensolche Menschen wie er selbst, verließ ihnen einen neuartigen, ungewöhnten, unheimlichen Zug: etwas Gespenstisches, Gefünsteltes, Gemachtes, etwas in der Art von Marionetten: sie saßen zu, packten ihn,

führen ihn fort, hingen ihn auf, zogen ihn an den Weinen. Dann schnitten sie den Strid durch, legten ihn auf den Karren, fuhren mit ihm davon und verscharrten ihn.

Und vom ersten Tage an, den er im Gefängnis zubrachte, verwandelten sich die Menschen und das Leben für ihn in eine unendlich graufige Welt von Gespenstern und Marionetten. Fast wahrnähig vor Entsetzen, suchte er sich vorzustellen, daß die Menschen eine Zunge hätten und sprechen könnten — und er konnte es nicht, sie schienen ihm stumm. Der Mund öffnete sich, irgend ein Laut ertönte, dann liefen sie mit zappelnden Weinen dahin und dorthin, und alles war weg. So mußte ein Mensch empfinden, der in dunkler Nacht allein in seinem Hause ist und plötzlich sieht, wie alle Dinge rings um ihn sich beleben, in Bewegung geraten und über ihn, den Menschen, unumschränkte Gewalt bekommen. Jetzt würden sie auf einmal anfangen, über ihn Gericht zu fällen: der Schrank, der Stuhl, der Schreibtisch, das Sofa. Er würde schreien und um sich schlagen, würde bitten, um Hilfe flehen — und sie würden irgend etwas auf ihre Weise untereinander reden und ihn dann zum Galgen führen: sie, der Schrank, der Stuhl, der Schreibtisch und das Sofa. Und alle übrigen Möbel und sonstigen Gegenstände würden zuschauen.

Und alles erschien plötzlich dem zum Tode durch den Strang beurteilten Wassili Kaschirin wie lauter Spielzeug: seine Zelle, die Tür mit dem Suchsternchen, die Stundenschläge der Turmuhr, das exakt konstruierte Festungsgebäude, und insbesondere die mechanische Puppe mit dem Gewehr, deren Schritte eintönig vom Korridor herüber dröhnten, und die anderen Puppen, die ihn aufschreckten, durch das Fensterchen zu ihm hereinsehenden und ihm schweigend das Essen reichten. Was er empfand, war nicht die Angst vor dem Tode — ein rascher Tod war ihm sogar erwünscht. In seiner urewigen Rätselhaftigkeit und Unergründlichkeit war er dem Verstande zugänglich als diese wild-phantastisch verwandelte Welt. Ja noch mehr, der Tod ward gleichsam vernichtet in dieser sinnlosen Welt der Gespenster und Puppen, verlor seinen großen, rätselhaften Sinn, sank gleichfalls herab zu solch einem mechanischen Ding, einer Marionette, und war nur als solche furchtbar. Sie lassen jemand, führen ihn fort, hängen ihn auf, ziehen ihn an den Weinen. Dann schneiden sie den Strid durch, legen ihn auf den Karren, fahren mit ihm davon und verscharrten ihn. . . .

Ein Mensch ist aus dem Dasein verschwunden.

In der Gerichtsabhandlung brachte die Segenwart der Genossen Kaschirin zur Besinnung, und er sah wieder, für ein ganz kurzes Weilschen, Menschen vor sich: sie sahen da und hielten Gericht über ihn, redeten irgend etwas in menschlicher Sprache, hörten ihn und schienen zu verstehen. Aber schon beim Versuch der Mutter fühlte er ganz deutlich, mit der Angst eines Menschen, der im Begriff war, den Verstand zu verlieren und dies deutlich begriff, daß diese alte Frau mit dem schwarzen Tuche einfach eine künstlich konstruierte mechanische Puppe war, in der Art jener Puppen, die „Papa“ und „Mama“ sprechen können, nur geschickter konstruiert als diese. Er versuchte mit ihr zu sprechen, fuhr aber erschrocken zusammen und dachte bei sich:

„O Gott! Das ist ja eine Puppe! Eine Puppe, die meine Mutter vorstellt! Und dort der Soldat — ist auch nur eine Puppe, und auch der Vater zu Hause, und ich hier, Wassili Kaschirin — alles, alles sind Puppen!“

Es war ihm, als ob er so gleich, im nächsten Augenblick, das Schnarren des Mechanismus, das Snarren des ungeöltten Räderwerks hören müßte. Als die Mutter in Tränen ausbrach, war es ihm, als ob für einen Augenblick wieder etwas Menschliches zum Vorschein käme, aber bei den ersten Worten, die sie sprach, verschwand das wieder, und es war ihm entsetzlich und interessant zugleich, zu sehen, wie aus den Augen der Puppe das Wasser rann.

Und dann, als er wieder in seiner Zelle saß, und die Angst, das Entsetzen ihm schon ganz unerträglich war, versuchte Wassili Kaschirin zu beten. Von alledem, was unter dem Vorwand der Religion seine Jugendjahre in dem väterlichen Kaufmannshause umgeben hatte, war nur ein widerwärtiger, bitterer, aberer Bodenfuß übrig geblieben, der Glaube war geschwunden. Einstmals jedoch, vielleicht in frühesten Kindheit, hatte er drei Worte vernommen, die sich seinem empfänglichen Kindergemüt eingepreßt hatten und dann für sein ganzes Leben, wie von stiller Poesie umweht, in seinem Gedächtnis haften geblieben waren. Diese Worte lauteten:

„Du Freude aller Betrübten. . . .“

Wissenden, in schweren Augenblicken seines Lebens, hatte er diese Worte vor sich hin gesprochen, ohne Gebetsstimmung, ohne bestimmtes Bewußtsein: „du Freude aller Betrübten“ — und es ward ihm dann plötzlich leichter, und er fühlte das Bedürfnis, zu irgend jemand, den er liebte, hinzugehen und leise zu flagen:

„Unser Leben . . . ach, aber ist denn das ein Leben? Sagen Sie, meine Liebe — ist denn das ein Leben?“

(Fortsetzung folgt.)

Insekten als Musikanten.

Richard Watta schreibt im 2. Juniheft des „Munsterworts“: Jetzt ist die hohe Zeit für alle die frühlich zwitschernden und sehnstüchtig schlagenden Sänger im grauen oder bunten Feder-

kleide. Unzählige Dichter haben sich daran begeistert, und nichts soll mir ferner liegen, denn als ein Rezensent zwischen Finken und Amseln zu treten. Es gibt aber noch andere Sänger, und die wollen wir heute einmal zu subtilerem Ohrenschaus besuchen.

Hörst du das Zirpen und Summen von der Wiese her? Aus allen Gräsern klingen und singt es allegro im lustigen Sonnenschein. Das sind die Grillen und die Immen, die ihre große Matinee abhalten. Ein Riesenorchester kleiner Musikanten. Wo bleibt Richard Strauß mit seinen hundertzehn Mann gegen diesen ungeheuren Streicherchor, der unter Halmchen und Blättern, auf Stengeln und Dolden sitzt oder über Blüten und besonnten Steinen schwebt! Ach, da verstummt's in nächster Nähe, Sie haben unjeren Tritts gehört.

Haben gehört? Haben sie denn Ohren? Nein, Ohren haben sie nicht. Sie spüren, wenn du willst, die Erschütterung der Luft, des Bodens. Still! da beginnen sie wieder, und dicht zu Füßen, Zirp, zirp! Dozu surren die Käfer, brummen die Hummeln, schwirren die Bienen und kispeln die Mücken ihr wunderfeines Flageolet. Es ist die große Philharmonie des Sommers, die ohne Noten und Kapellmeister vom Mai bis zum September konzertiert; das tägliche Musikfest der Natur, über das Frau Sonne das ganz unbestritten allerhöchste Protektorat führt.

Schau hier die schwarze Grille, die ich da abging, als sie sich eben aus dem Staub ihrer dunklen Erdhöhle machen wollte, aus dem sie ihr immergleiches „Kritzi“ ertönen ließ. Keine Sorge, Kammermusik! Wir wollen nur dein Instrument einmal ansehen. Dieses „Stimmorgan“, wie die Naturforscher sagen, sind nämlich die beiden Flügeldecken, die, wo sie sich aneinander reiben, je eine vorspringende Schrill-Nadel haben. Die eine platt, die andere rauh und gezähnt. Wehen sich die beiden, so gibt es einen kurzen, gelenden Klang. Auch Vetter Heuschreck, der in langen Sähen das Weite sucht, soll und einmal die Violine weifen. Ein wahrer Stradivarius! Mit den gelebten Schenkeln der langen Hinterbeine geigt er wie mit einem Fiedelbogen auf den kantigen Flügeldecken, die rechts und links mit einem runzligen Wulst wie mit Saiten versehen sind. Sogar ein Resonanzboden ist da. Er besteht aus einer Grube im Hinterleib, worüber sich eine feine Membrane spannt, deren Ränder ein horniger Ring abschließt. Bei den Laubheuschrecken befindet sich diese Membrane, die dem Tierchen, glaubt man, auch das Ohr ersetzt, in der rechten Flügeldecke, gegen welche die linke mit einer kräftigen Querader streicht. Ein besonders scharfes und geübtes Ohr wäre gewiß imstande, die einzelnen Arten der Grashüpfer nach ihrem „Spiel“ zu unterscheiden.

Und der Zweck dieser Geräusche? Der Umstand, daß nur beim männlichen Geschlechte diese ausgebildeten Instrumente eignen, während die Weibchen nur schwache oder gar keine Töne von sich geben können, hat manche Forscher zu der Annahme bewogen, daß es sich um Lock- und Werbepfeifer handle. Mein, da die „Violinisten des Feldes“ auch außerhalb der Paarungszeit nicht schweigen, vermutet man, daß auch die Tagesstunde, das Alter des Insektes, die Bitterung einigen Einfluß haben. Manche zirpen nur des Abends oder in der Nacht, wie die Haus- und Baumgrille. Eigentümlich ist allen Grillen und Heuschrecken die Sopranlage. Vokaltöne fehlen ihnen. Je nach der Größe des Tieres ist auch die Tonhöhe verschieden, hingegen konstant beim einzelnen Individuum. Der Heuschreck kann Piano und Forte, Crescendo und Decrescendo, Accelerando und Ritenuo geigen, aber immer nur auf demselben, seinen Größenverhältnissen entsprechenden Tone.

Die Maikäfer, die Hummeln, Fliegen und Mücken erzeugen einen schwirrenden Ton durch die rasche Bewegung der Flügel, den sogenannten „Flugton“. Daneben sind sie aber auch Vokalisten, denn ihr Atmungsapparat enthält kleine, häutige Zungen, die, wenn die Luft durchströmt, musikalisch schwingen, klingen oder brummen. Während der Flugton beim Individuum sich immer gleichbleibt, läßt sich die Stimme der Insekten modulieren. Bei der höchstentwickelten Biene ist der Flugton a'. Die Stimme hat den Umfang von a' bis c'', bei der Blütenbiene sogar c'' bis f''. Die Biene *Culex annulatus* singt in den Tönen *as*, *f*', *c*'', die sie fein ineinander verschleift. Das Weibchen in *b*', *a*', *as*'. Aber auch tiefere Töne sind vertreten, wie bei den Mooshumeln, den typischen Brummern (Flugton: a), oder bei der kleinen Regenbiene, deren Flugton h ist. Die Mücken aber, die unterm Singen zugleich ihr lustiges Vokalt aufführen, verbinden sogar gefälligen Tanz mit dem Gesange. Sonst erheben diese Insekten ihre Stimme bloß, wenn sie angegriffen werden oder sonst in Aufregung geraten. Jeder Inker kennt das lästige Lät der Bienen, die ein vor den Stod gestelltes Honigschälchen erwidern und nun den ganzen Schwarm zum Einsammeln rufen.

Den Klängen des Insektenorchesters zu lauschen, auf ihre verschiedenen Tonhöhen und Klangfarben zu achten, wird einem musikalischen Ohr in Feld und Flur Vergnügen schaffen.

Der südlische Gegenden bereiste, hat dort vielleicht unter dem unaufhörlichen und anfangs unerträglichen Zirpen der Zifaden gelitten. Die alten Griechen freilich waren daran so gewöhnt, daß sie diese Tierchen wie Singvögel in kleinen Bauern hielten. Die Zifaden musizieren „in regelmäßigen Absätzen, die mit einem brüsten und energischen Ansat beginnen, in Crescendo aufsteigen, sich dann allmählich abschwächen mit einem Effekt, dem man einen ästhetischen Charakter nicht absprechen kann. Oft, gegen Sonnens-

Unterhang, ermattet von Licht und Blut des Tages, unterdrückt dann das Tier die Intervalle, und sein Gesang wird kontinuierlich, in Wellen von Höhen und Tiefen" (M. Pilo).

Webrigens ist der Ton der Fikade nach Landois Untersuchungen ein wirkliches Singen, nicht ein Schreien mit Fuß und Flügel nach Grillenart, wie die Insektenkennner lange Zeit annahmen. Die Poeten, das Volk haben hierin gegen die Wissenschaft schließlich doch einmal recht behalten.

Friedhofskunst.

Im Kunstgewerbemuseum findet eine Ausstellung statt, die dazu dienen soll, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein bisher fast ganz vernachlässigtes Gebiet zu lenken, auf die Friedhofskunst, die fast ganz der Tätigkeit der Künstler und tüchtiger Handwerker entzogen ist und meist nur noch geschäftsmäßig ausgebeutet wird. Diese Bestrebungen datieren schon einige Jahre zurück. Die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst begann zuerst im Jahre 1905 mit eingehenden, praktischen Vorschlägen. Sie vermittelte zwischen Publikum und Künstler und zog die geeigneten Kräfte heran. Danach gab die Dresdener Kunstgewerbeausstellung in einer hübschen Anlage einen stimmungsvollen, einfachen Friedhof mit künstlerischen Grabdenkmälern in Holz, Stein, Metall. Nun wird hier versucht, für Berlin diese Bestrebungen nutzbar zu machen. Gerade Berlin verfügt über ausnahmsweise häßliche Friedhöfe, in denen geschäftsmäßige Ausbeutung auch in der Gruppierung und Ausnutzung des Terrains geschmacklos zum Ausdruck kommt. Wer durch diese nüchternen Anlagen geht, der weiß, daß es hier energischer Arbeit bedarf, um der Kunst und dem Handwerk ein Gebiet zurückzuerobern, das ihm von alters her gehört. Ist doch hier Kunst und allgemeines, praktisches Bedürfnis so eng verbunden, wie auf wenigen Gebieten.

Die Ausstellung, die bis Ende Juli wochentags außer Montag von 10—6 und Sonntags von 12—6 frei zugänglich ist, zerfällt in zwei Abteilungen. Der Sichts Hof zeigt etwa 400 Abbildungen alter und neuer Grabmäler und Friedhofsanlagen. Man erhält einen Ueberblick über die Entwicklung des Grabdenkmals, die abschließt mit einer Reihe moderner Entwürfe in Abbildungen. Der Garten neben dem Erweiterungsbau des Museums gibt eine Anzahl (etwa 50) ausgeführter Grabsteine nach Entwürfen lebender Künstler, die zu einer friedhofartigen Anlage vereinigt wurden, deren Plan von Regierungsbauamteister Fr. Seed herrührt. Niedere Heden von Lebensbäumen schließen die Gruppen ab und bringen so einen passenden Zusammenhang für architektonisch gleichartige Grabsteine. So wächst das Ganze, überwölbt von den alten Bäumen des Gartens, zu einem einfachen, natürlichen Gain zusammen, deren waldartiger Eindruck eine gute Vorstellung von der Idee gibt, die dem Künstler etwa vorschwebte. Man bekommt dann auch leicht eine Vorstellung, was uns verloren gegangen ist. Alte Friedhöfe, ganz kunstlos und einfach, auf Dörfern und in ganz abgelegenen Gegenden zeigen oft eine Schönheit, die um so eindringlicher wirkt, als sie ganz anspruchslos auftritt. Woher kommt das? Schlichte Steine, die in Rasen sich betten, einfache Denkmäler, die nicht prunken wollen, Eisenkreuze von leichter, gefälliger Form, Holztafeln vonerberem Ausdruck. So hat jede Gegend ihren Charakter im Friedhof und selbst das kleinste Vergedorf, das ganz abseits liegt vom Verkehr, bewahrt in sich eine Einheit künstlerischen Gepräges; nebeneinander einfache Holzkreuze, ohne Schmuck, von einfacher Form. Es liegt eine Stimmung darüber; diese kommt aus dem Gefühl, daß hier in Ehrlichkeit ein künstlerischer Wille sich betätigt, die auch die Stätten des Todes schmücken wollte, während jetzt protzige Gestaltung renommieren will mit ebenso umfangreichen wie geschmacklosen Denkmälern. Die freie Anordnung, die leichte Gruppierung geben solchem alten Friedhof etwas Anheimelndes, während unsere Anlagen nur reizloses Schema, einförmige Grabstätten (weshalb müssen die Hügel immer so lastenmäßig hoch herausragen?!), und lächerlich geschmacklosen Aufwand an Säulen, Gittern, blanken Steinen zeigen. Für das künstlerisch gebildete Auge sind diese Stätten eine Qual.

In erster Linie handelt es sich bei dieser Ausstellung neben der Gesamtanlage vor allem darum, zu zeigen, wie der einzelne Grabstein künstlerisch gestaltet werden kann. Hierbei muß begonnen werden. Der Künstler wie der Handwerker können hier helfen; nur die fabrikmäßige, geschmacklose Anfertigung, der Prunk vorläufigst und Stilvorbilder slavisch und falsch entlehnt, ist abzuweisen. Man kann ziemlich scharf die Grenze feststellen, wo dieser Verfall beginnt. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts, ja bis zur Mitte finden wir eine gewisse Schönheit; danach kommen die überladenen Vergierungen, die falsche und hohle Sprache der Ornamentik, die alle edle Einfachheit, wie sie dem Grabmal so gut steht, ertötet.

Diese neuen Entwürfe und ausgeführten Denkmäler streben dahin, sich dem Charakter der alten Vorbilder wieder anzunähern. Wir können noch weiter zurückgehen. Wie prachtvoll sind die alten Grabreliefs und Grabstellen der Antike; die altchristliche Kunst zeigt Vorbilder und bis zum Barock und Klassizismus begleitet die Kunst dieses Gebiet. Architekten, Bildhauer, Maler wetteifern; Bauformen, plastischer Schmuck, Farbe werden verwandt. Oft genügt eine schöne,

dekorative Schrift. All das, Schrift, farbiger Schmuck, Plastik oder Architektur, geht harmonisch zusammen und der Stein bildet in seiner Form die Grundlage. Bei diesen Arbeiten ist es gleich, ob sie großartig oder einfach sind. Künstlerischer Wille gibt ihnen beiden Charakter. Das leidige, gedankenlose Uebernehmen von Ornamenten, das langweilige Fortwursteln im akademischen Schema, das lächerliche Nachahmen naturalistischer Vorbilder, alles Eigenschaften der heutigen Friedhofskunst, fehlen hier. Das architektonische Gesamtgefüge tritt in den Vordergrund; das Wirtschaften mit allegorischen Sinnbildern, das so leicht schablonenhaft wirkt, wird nach Möglichkeit vermieden.

Was den Stein anlangt, so ergeben verschiedene Höhe und Stellung Abwechslung. Es muß dabei auf das Grab selbst wie auf die Nachbargräber und auf die Umgebung überhaupt Rücksicht genommen werden. Eine Platte, ein Stein, Kreuze aus Schmiedeeisen oder Holz, auch Tafeln (wie alte Friedhöfe in Menge zeigen), können hier je nach Lage und Bestimmung verwandt werden. Indem der einzelne darauffin, welchen Schmuck er dem Grabe geben will, die Stätte aussucht, kommt von selbst eine zwanglose Harmonie in die ganze Anlage; eine Harmonie, die den alten Friedhöfen ihren Charakter gibt. Dem Bestreben, sich vor dem nächsten protzig zu brüsten, wird dadurch von Anfang an entgegengewirkt.

Dann die Blumen und das Gesträuch. Man kann letztere sehr gut an Stelle der häßlichen Gitter verwenden, indem man Heden um das Grab pflanzt. Die Blumen können, wenn sie geschmackvoll ausgewählt werden, statt einer bunten, überladenen Pracht, dem Grab einen stimmungsvollen Schmuck geben.

Statt der prunkvollen Erbbegräbnisse, die seltenweise den Friedhof umlagern, könnten, wie es vielfach auf alten Friedhöfen zu sehen ist, große, schön gestaltete Grabplatten mit Reliefs oder anderem Schmuck in die Wände eingelassen werden. Damit wäre zugleich eine Abwechslung geboten.

Vor allem wird sich der Künstler hüten, sich allzusehr in allegorischen Hindeutungen auszugeben und auch das Anbringen einer Vase, eines Kranzes oder eines Kreuzes, Herz und Anker und Fackel vermeiden. Man braucht nur einmal das übliche Lager einer solchen Denkmalsfabrik zu überschauen, die Baumstämme mit kantendem Eisen, diese abgedrohenen Säulenstümpfe usw., um zu empfinden, wie sich hier die Gedankenlosigkeit breitmacht, wie unkünstlerisch alles scheinbar künstlerische ausgeführt ist und wie schon das Material verständnislos gewählt wird. Blankpolierte Flächen, edige Kanten, triste Färbung (grau oder schwarz) sind durchweg beliebt; niemals aber kann damit etwas Geschmackvolles erzielt werden. Daher richtet der moderne Künstler sein Hauptaugenmerk darauf, das Material zu verbiefältigen und im Hinblick darauf die Bestattung vorzunehmen. Statt des Granits, der aus Schweden importiert wird, finden wir jetzt eine reiche Auswahl heimischer Steine verwandt, Kalkstein, Muschellalk, deutscher Warmor, die alle verschiedene Zusammensetzung und Fönung zeigen, dauerhaft sind und verschiedenfach bearbeitet werden können. Sie haben gegenüber dem Granit noch den Vorzug der Billigkeit.

Wir haben in Deutschland schon eine Reihe von Friedhöfen, die im Großen zeigen, wie auch die moderne Zeit hier künstlerische Arbeit zeigen kann. Sie sind der Leitung von Architekten unterstellt. Im Hamburg der Zentralfriedhof in Ohlsdorf, der wie ein Park wirkt, in dem Grabanlagen und Gruppen verschiedenfach wechseln (Leiter: Cordes). Dann in München die städtischen Friedhöfe (Leiter: Architekt Graessel), die allerdings in zahlreichen, architektonisch schönen Denkmalsanlagen von altersher eine Tradition haben. Diesen schließt sich in neuer Art der schöne Waldfriedhof an, der ein ganz neues Prinzip zum Ausdruck bringen will; Gestalt und Schmuck der Gräber werden hier bedacht. Polierte Grabsteine sind verboten. Ebenso Umwehungen der Einzelgräber. Und indem so künstlerische Arbeit wieder ein Gebiet in Anspruch nimmt, das ihr entziffen war (die Künstler entwerfen nicht mehr bloß kostspielige Denkmäler, sondern auch einfache, geschmackvolle Grabsteine, die den Preis der üblichen Ware nicht übersteigen), können wir wohl hier von einer Ausbreitung neuer Kulturauffassung, wie sich schon auf verschiedenen Gebieten zeigt, reden, und man wird manches Gute davon erwarten können, wozu auch das gehört, daß dem Künstler, der in der heutigen Zeit schwer zu kämpfen hat, neue Möglichkeiten und neue Aufgaben zugewiesen werden.

Arbeiten, wie wir sie hier sehen, von Künstlern und Handwerkern, wie Engelhardt, Sattler, Haiger, Vernoulli, Senf, Breitkopf, Schwarz, Kurz, Seed, Kreis, Schweiger, Gufmann, Kunjischlosser Schramm, Amberg, dann die Grabtafeln aus bemaltem Holz von den Schülern der Unterrichtsanstalt aus Museum nähern sich in ihrer sachgemäßen, künstlerischen Haltung den alten Werken an; man wird guten, alten Geist verbunden mit modernem Können in ihnen wiederfinden, und so geben sie eine wertvolle Tradition in rechtem Sinne weiter.

Als Ergänzung dienen photographische Aufnahmen, die im Lichthofe aufgestellt sind. Im Mittelgang Aufnahmen vom Ohlsdorfer Friedhofe, von den Münchener Friedhöfen und Aufnahmen von Anlagen anderer Städte. Auf der linken Seite des Hofes Photographien und Zeichnungen nach Entwürfen deutscher Architekten und Künstler. Auf der rechten Seite eine Auswahl von Abbildungen älterer Grabmäler, geordnet nach Zeiten und nach den verschiedenen Typen, so daß ein Ueberblick und ein Vergleich bequem ermöglicht wird.

Ernst Schür.